

# Der Circusreiter.

Ein Gittengemälde von Ida von Berg.

(92. Fortsetzung und Schluss.)  
 Sie haben gesehen, Gretchen, daß ich Sie rufen sollte! sagte er.  
 Ja wohl, sind die Herren angekommen? erwiderte Willdenau.  
 Der eine Herr?  
 Gut, ich lasse ihn erfragen, näher zu treten!  
 Der eine Herr? Welcher eine Herr war das, dem Willdenau erlaubte, schon am frühen Morgen seine Aufmerksamkeit im Garten Salon zu machen? Lucie erbleichte, und auch Elisabeth legte heimlich die Hand auf's Herz.  
 So früher Besuch, Papa? konnte Lucie endlich mit Mühe und Scheinbar gleichgültig hervorbringen.  
 Ja wohl, mein Kind, es ist der Vicomte d'Argenteuil! antwortete Willdenau ruhig.  
 Alfred! rief Lucie aufspringend. Alfred! Und das sagst Du mit erst jetzt?  
 Nun, was ist denn Wunderbares dabei, daß er uns bei unserer Rückkehr seine Aufmerksamkeit macht, da wir doch nicht selbst zu ihm gehen können? sagte der Graf lächelnd.  
 Mein Gott — Alfred! stammelte Lucie, jetzt in dem entscheidenden Augenblick ihre Fassung verlierend.  
 Mein Kind, sagte Willdenau, in dem für einen Augenblick der Graf ermachte, ich hoffe, Du wirst ihn freundlich empfangen. Er hat es wohl um uns verdient!  
 Lucie verstand diese erste Andeutung und suchte sich zu sammeln. Elisabeth hatte sich ebenfalls erhoben. Sie schied in der Nähe der Thür und schien bereit, den Salon zu verlassen.  
 In diesem Augenblick öffneten sich die Flügel der Thür und ein Herr trat ein, mit ruhigem, sicheren Schritt, fester, gesammelter Miene. Er war ein wenig bleich, und sein Auge glanzte mit einem eigentümlichen Blick durch das Zimmer. Dann machte er dem Grafen seine Verbeugung.  
 Mein lieber Vicomte, tausend, tausend Mal willkommen in Schönbrunn! rief dieser, ihm die Hand entgegenstreckend. Da ist Lucie. Erkennen Sie's nicht?  
 Der Vicomte schien einige Worte sprechen zu wollen, dann wandte er sich zu Lucie. Diese stand ihm gegenüber, das Auge auf das Antlitz Alfreds gerichtet, in dem ein heftiger Kampf — der Kampf des heißen Gefühls mit dem Zwang der Sitte — sich malte. Es schien, als wolle Alfred eine Bewegung machen, um sich zu verneigen, aber er konnte es nicht. Beide starrten sich an. Dann streckte Lucie ihre Hand aus. Alfred! Alfred! — Sie fuhr mit der anderen Hand nach den Augen. Ihre Thränen dröhen stürzungsweiser hervor.  
 Und auch in Alfred sprengte die Leidenschaft die Kette der Besonnenheit, mit denen er sein Gefühl zu umspannen versucht hatte. Mit dem Rufe: Lucie! Sie sind es! eilte er auf sie zu und schien sie in seine Arme schließen zu wollen. Aber noch einmal ermannte er sich und stand dicht vor ihr still. Es schien, als könne er nicht begreifen, daß dies Lucie, seine Lucie sei.  
 Ihr seid Kinder und bleibt Kinder! rief der Graf, halb unwillig, halb bewegt und wandte sich zu Elisabeth. Ich habe Euch auf die vernünftigste Weise wiedersehen. Aber nun möget Ihr es machen, wie Ihr wollt. Ich habe nichts dagegen. Kommen Sie, Elisabeth! Lassen wir diese Kinder allein.  
 Er nahm den Arm seiner jungen Freundin und verließ mit ihr, um seine Bewegung zu verbergen, den Salon.  
 Auf dem Corridor begegnete ihnen derselbe Diener, der Alfreds Anruf gemeldet hatte. Er wollte sprechen, aber der Graf kam ihm zuvor.  
 Ich weiß, ich weiß! sagte er. Bitte, lassen Sie in Ihr Zimmer, Elisabeth, und bleiben Sie dort; Sie thun mir keinen Gefallen damit. Sollte Lucie Ihnen kommen wollen, so weisen Sie sie zurück. Sie kann sich mit Alfred begnügen. Ich hole Sie bald.  
 Elisabeth fühlte einen leichten schmerzhaften Schauer durch ihre Glieder zischen, als der Graf ihr die Hand drückte. Dann ging sie langsam nach ihrem Zimmer.  
 Inzwischen trat Willdenau in den Empfangsalon, in welchem zwei Herren ihn erwarteten. Der eine von ihnen, klein, von nervigem, rüstigem Aussehen und mit weitem Haar, trat langsam auf Willdenau zu und schüttelte ihm die Hand. Der Andere begrüßte den Grafen mit einer ersten Verbeugung. Er trug einen einfachen schwarzen Anzug, und sein Gesicht hatte einen eigentümlichen strengen Ausdruck, der nur durch den hellen Glanz der Augen gemildert wurde. Seine Züge, von ungewisser Regelmäßigkeit und Schönheit, waren die eines reifen Mannes, der viel erlebt und viel gedacht hat, und ihre Strenge verleiht jener Schönheit einen feierlichen erhabenen Ausdruck, der das Gemüth ergriff und bewegte, ohne irgend einen Nebengedanken zu erwecken.  
 Willkommen, Graf Werner! sagte Willdenau ihm die Hand reichend. Willkommen in Schönbrunn! Wie lange habe ich mich auf diesen Augenblick gefreut! Nun, er ist endlich da und ich danke Gott dafür. Wollen Sie Elisabeth sprechen? Sie ist in ihrem Zimmer! Soll ich sie rufen?  
 Lassen Sie mich zu ihr gehen! antwortete Werner. Sie hat ein Recht, mich zu erwarten. Aber noch — noch weiß ich nicht, welche Antwort sie mir geben wird. Sie berief sich auf Ihren Rath.  
 Und mein Rath bestand darin, daß ich sie bei, nur ihrem eigenen Herzen zu folgen, unterbrach ihn Willdenau. Gehen Sie zu ihr, Graf Werner, die dritte Thür rechts — klopfen Sie an, sie wird glauben, ich sei es selbst.  
 Er öffnete die Thür des Empfangsaales und deutete den Gang hinab, um Werner den Weg zu zeigen.  
 Dieser zögerte. Eine deutliche Unruhe malte sich auf seinem Gesicht, das kurz vorher noch wie aus Eisen geformt schien.  
 Sie wird erschrecken! sagte er. Wenn Sie dennoch —  
 So gehen Sie nur, Sie thürlicher Mann, rief Graf Willdenau. Haben Sie deshalb tausend Gefahren und dem Tode getrotzt, um vor einem Mädchen zu zittern?  
 Ein wehmüthiger Zug spielte um die Lippen Werner's. Sie schienen das Lächeln längst vergessen zu haben. Nun, mit Gott! sagte er, einen tiefen Blick auf den Grafen werfend, und ging.  
 Er klopfte an die bezeichnete Thür. Eine Stimme rief leise „Herein.“ Werner fragte. Er erkannte sie kaum. Damals war sie ein siebenzehnjähriges Mädchen gewesen — an jenem Abend bei der Geburt, an jenem Morgen seiner Flucht hatten Aufregung, Eifersucht und Leidenschaft sein Auge geblendet — jetzt sah er sie plötzlich tief erhöhrt in der ganzen Fülle ihrer sanften Schönheit — die hohe Gestalt, das himmelblaue, blaue Auge, das reiche goldene Haar — sie schien ihm wie eine verdorbene Traumgestalt, wie ein Ideal.  
 Aber er durfte nicht zögern. Elisabeth hatte nur den Schritt eines Mannes gehört, sie hatte geglaubt, es sei der Graf, der komme. Der unerwartete Anblick Werner's trieb ihr das Blut in's Antlitz, dann nach dem Herzen. Sie erblöhte. Zu viel Glück — zu viel für sie! Werner's Braut — seine rechtmäßige Braut! Bis zu diesem Augenblick hatte sie geglaubt, daß er kommen würde, hatte sie geglaubt, Graf Willdenau spreche abschließend für sie darüber, um ihr seine allgütigen Hoffnungen einzufüllen. Und nun war er da, er selbst. Sie zitterte, sie wollte, ihre Augen schlossen sich.  
 Als sie sich sammelte, fand sie sich in Werner's Armen und sah ihn vor sich auf die Kniee sinken. Er sprach, er beschwor sie, er flehte leidenschaftlich um Verzeihung. Sie hörte seine Stimme, sie fühlte seine Hand. Es war kein Traum mehr. Es war Wirklichkeit.  
 Unterdessen gingen zwei alte Herren mit sehr zufriedenen Mienen im Park auf und ab und sprachen sehr lebhaft mit einander. Zuweilen blickten sie nach den Fenstern des Schlosses, ob sich denn da noch nichts bliden lasse. Aber nichts zeigte sich.  
 Die Schelme lassen lange auf sich warten, sagte Graf Willdenau scherzend. Nun, ich vermute es ihnen nicht. Sie sind lange genug getrennt gewesen. Wer doch auch noch so jung und so glücklich wäre! So ist es uns beiden nicht ergangen, Hasselstein! Ihre Olympia starb und meine — nun Sie wissen, daß die Baroness Wertheim die Gattin Ihres Bruders wurde!  
 Ich weiß, ich weiß! sagte Hasselstein. Es gab selbst ein Gerücht —  
 Ein nichtswürdiges, verleumdendes Gerücht! unterbrach ihn Graf Willdenau lebhaft. Marie war treu, wie ein Engel. Sie liebte mich, das weiß ich, und erst jetzt begreife ich die ganze Qual, die sie erlitten, jetzt, da ich weiß, wach ein Mensch ihr Gatte gewesen, den ich damals kaum kannte. Nein, ich habe sie nur selten wiedergesehen und ihr dann kaum die Hand gebreht. Aber diesen Werner, ich liebe ihn, als er noch ein Knabe war, ich liebe ihn um seiner Mutter willen, ich liebe ihn nie aus den Augen, es war mir, als sei er mein eigener Sohn. Denn ich wußte ja nicht, daß ich eine Tochter besaß, ich wußte nicht, daß ich trotz des Verlusts Mariens noch hätte glücklich sein können! Ich zerstörte selbst mein Glück durch die wahnsinnige Ungläubigkeit, die mich überfiel, als jene Schurken Anna Borgeweska verleumdet hatten.  
 Er schweig und fuhr sich mit der Hand über die Stirn.  
 Lucie soll es so möglich wie erdäpnen — oder erst nach meinem Tode! fuhr er dann fort. Ja, Werner's Mutter und Anna Borgeweska sind die einzigen Frauen gewesen, die ich wahrhaft geliebt habe. Ich hätte Werner adoptirt, wenn er von seinem Vater enterbt worden wäre. Und weshalb

andere, als um Werner's willen, habe ich Elisabeth zu mir genommen?  
 Sie versprachen mir darüber Aufschluß! sagte Hasselstein.  
 Aufschluß? O, der ist sehr klar und einfach, antwortete Willdenau. Ich hatte Werner beobachten lassen von klein auf, ich kannte Alles, was er that, ich kannte auch seine Neigung für Elisabeth. Später, als Werner das Schloß verließ, als ich ihn aus dem Gesichte verlor, wollte ich mich Elisabeth annehmen, denn ich hörte, ihr Vater habe sie verstoßen. Weitensfeld führte sie mir zufällig wieder zu. Ich wollte sie auf jeden Fall an mich fesseln, an mich binden, denn sie gefiel mir; ich erkannte sogleich ihre große Seele, ihr ernstes, tiefes Gemüth. Ich wollte sie für mich ganz allein haben, um sie ganz nach meinem Gefallen bilden zu können. Was mir dabei vorkam, weiß ich selbst nicht genau. Nur wollte ich Elisabeth fest an mich fetten, denn ich ahnte den Einfluß, den sie später auf Werner gewinnen würde. Sie sollte mir dazu dienen, ihn an mich zu fesseln, zu mir zu locken. Er sollte sie von Neuem lieben, vielleicht durch Eifersucht gereizt werden, und sollte sie dann aus meiner Hand empfangen. Genug, es war ein seltener Plan, der erst im Verlauf der Zeit form und Bestimmtheit erhalten konnte.  
 Hasselstein drückte ihm die Hand und sie gingen in das Schloß zurück.

Zwei Jahre sind vergangen. Werner ist der Graf Elisabeth's. Sie wohnen einen Teil des Jahres auf dem Hasselstein, einen anderen Teil auf einem großen Gute in Thüringen, das Graf Arnold Hasselstein gekauft hat und dem Hasselstein, und einen dritten Teil des Jahres in Berlin.  
 Jetzt ist es Sommer. Werner und Elisabeth sind von Thüringen nach dem Hasselstein gekommen, begleitet von dem Grafen Arnold, und bald nach ihnen traf Willdenau und der Vicomte d'Argenteuil mit seiner reizenden Gemahlin eingetroffen, die für gewöhnlich in Schönbrunn wohnen, denn dem Grafen Willdenau ist es unangenehm, sich von seiner Tochter zu trennen.  
 Werner ist der Advokat der Gegend. Er hat das Majorat und den Titel Graf angenommen. Aber er lebt, wie ein „gemeiner Mann“, das heißt, wie ein einfacher Mann, er arbeitet wie ein solcher, ist beschäftigt von Morgens früh bis Abends spät. Sein Zimmer ist einfach, wie das eines Bürgers, seine Wohnung ist eben so einfach, er ist oft der Erste im Schlosse, der sich Morgens erhebt, oft der Letzte, der sich schlafen legt. Wenn der einfache Hirtentönde auf dem Schlosse erkannt, und man weiß ihn nicht — wäre es auch um Mitternacht — wenn irgend ein Unglück geschieht und man theilt es ihm nicht sogleich mit, so wird derjenige, der die Verschämtheit verurtheilt, sogleich entlassen. Das ist die einzige Strenge, die er kennt. Seine Raufe ist allen nachbarlich Hilfsbedürftigen nach und fern geöffnet. Er betrachtet sich nur als den Mandatar seines großen Vermögens, das ein, nach dem Tode seines Oheims, ein ungewisses sein wird. Elisabeth ist glücklich, niemals im Schlosse selbst ein Schatten über seine Züge.

Es ist Mitternacht. Die ganze Gesellschaft verläßt den Balkon, von dem sie hinausgeschaut in das mondendurchlichtete Schloß und dem Gesang der Nachtigallen gelauscht. Sie sagen sich nachts gute Nacht und jeder geht in sein stilles Zimmer. Bald schläft Alles.  
 Da ertönt ein einsamer Schritt durch das stille Schloß. Es ist der alte Georg, der seine Runde macht, nach wie vor. Der alte Mann ist schwach, ein wenig geisteskrank. Er hält den alten Oheim Hasselstein für den Grafen Wilhelm und nennt Elisabeth Frau Grafin. Er hat nie glauben wollen, daß es seine Tochter sei. Er behauptet, seine Tochter sei im Himmel, und manchmal will man ihn in seinem Zimmer leidenschaftlich und inbrünstig den Namen Elisabeth hören hören. Alles, was er kennt, ist seine Pflicht, und wie immer wandelt er jede Nacht durch das einsame Schloß.  
 Werner erhebt sich nach zu heilen. Aber wer kann sagen, ob der alte Mann glücklich sein würde, wenn er die Gegenwart begriffe. In seiner Stille, mit seinen eisernen Grundfäden würde er, der alte Diener des Grafen Wilhelm, vielleicht niemals den jungen Grafen lieben lernen, wenn er sich noch jener Nacht erinnerte, in der Werner ihm im Schlosse begegnete — würde er vielleicht Elisabeth, nach der er sich jetzt vergebens seht, dennoch bevorzugen, wenn er sie als Grafin vor sich sähe.  
 (Ende.)

— Neue Bezeichnung. „Mad haben Sie für eine Beschäftigung?“  
 Ich besuche Versammlungen und mache noch in derselben Nacht die Besichtigungen für die Morgenzeitung!“  
 Also so eine Art literarischer Nachtwächter!

## Der Roman eines Liebesheftes.

Von O. Henry.

Bilder, Produzent bei der Matierfirma Maxwell, gestattete seinem für gewöhnlich unbeweglichen Gesicht einen Ausdruck leiser Neugier und Leberstichung, als gegen halb zehn Uhr sein Prinzipal in Begleitung der jungen Stenographin hastig eintrat. Mit einem flüchtigen „Morgen, Bilder“ nahm der Chef einen Anlauf auf seinen Schreibtisch zu, als beschloß er, über ihn hinwegzugehen und tauchte dann in einem großen Haufen Briefen und Telegrammen unter, die da für ihn beizulegen.

Die junge Dame war seit einem Jahre Maxwell's Stenographin. Ihr hübsches Aeußere war durchaus nicht stenographisch. Sie trat nicht pompos wie eine Pompadour auf, schmückte sich nicht mit kostbaren Nadeln und Armbändern, und machte durchaus nicht den Eindruck, als ob sie sich vom ersten besten zum nächsten einladen ließe. Sie trug ein graues Kleid von einfachem Schnitt, aber es schmiegte sich weich und anmutig um ihre schlanke Gestalt. Auf ihrem netzen, schwarzen Turbanhut saß ein goldgrüner Papageisenfächer. Am heutigen Morgen lag etwas Sanft- und Schüchternstrahlendes über ihrer Erscheinung. In ihren Augen war ein vertrauliches Glanz, auf ihren Wangen ein warmes Rot, und in ihrem Blick leuchtete glückliches Erinnern.

Bilder, der immer noch eine leise Neugier verspürte, bemerkte, daß sie heute ein verändertes Benehmen zeigte. Anstatt gleich ins Nebenzimmer zu gehen, in dem ihr Pul' stand, hielt sie sich zögernd in dem äußeren Stenogrammraum auf. Einmal trat sie leise an Maxwell's Schreibtisch, nahe genug, daß er ihre Anwesenheit hätte bemerken müssen.

Aber was jetzt hier an dem Pult saß, das war kein Mensch, sondern eine Maschine, ein emsiger New Yorker Börsenbetrieb, von sturenden Rädern und sich abrollenden Spulen in Bewegung gesetzt.  
 „Na — was gibst? Wollen Sie was von mir?“ fragte Maxwell barsch. Die geöffneten Korrespondenzbogen lagen wie ein Haufen Theaterzettel auf seinem überrollen Schreibtisch. Die scharfen, grauen Augen mit dem unperfönllichen, gleichgültigen Blick sahen ungeduldig zu ihr auf.  
 „Rein, nichts“, entgegnete die Stenographin und trat mit einem leisen Nicken zurück.  
 „Mr. Bilder“, wandte sie sich an den Produzent, „hat Mr. Maxwell gestern etwas davon gesagt, daß er eine neue Stenographin braucht?“  
 „Hat er“, entgegnete Bilder. „Ich sollte eine besorgen. Gestern nachmittag telephonirte ich an das Vermittlungsbüreau, daß sie für heute früh eine Musterauswahl herksiden sollen. Jetzt ist's gleich ein Viertel vor zehn, und noch hat sich nicht ein malerischer Hut gezeigt.“ — „Dann mache ich die Arbeiten wie gewöhnlich“, meinte die junge Dame, „bis sich jemand findet, der sie übernimmt.“  
 Und sie ging an ihr Pult und hängte den schwarzen Turbanhut mit der goldgrünen Papageisfeder an den gewohnten Haken.

Wem das Schauspiel verlag blieb, einen beschäftigten Manhattan-Matier während seiner Hauptbörsezeit zu beobachten, der taugt nicht für den Beruf des Anthropologen. Der Diktator singt von der „vollgedrängten Stunde reichen Lebens“. Die Stunde des Börsenlebens ist nicht nur vollgedrängt, sondern die Sekunden und Minuten boomeln noch von allen Seiten über die Umhüllung hinaus. Und für Harvey Maxwell war's heute ein besonders lebhafter Geschäftstag. Der Börsentelegraph begann rudelweise den Kurszettel herunterzulassen, das Schreibpult telephonisch laut offenbar an einem chronischen Anfall von Schnarren. Das Bureau füllte sich mit Männern, die dem Matier über die Barriere hinweg bald in freundslichem, dann wieder in verärgertem, geistlichem, aufgeregtem Ton allerlei zurielen. Einholen flüchtig herein und wieder hinaus mit Depeschen und Schlußscheinen. Die Schreiber sprangen geschäftig umher, wie Matrosen auf dem Schiff bei Sturm.

Selbst Bilder's Mienen verrieten so etwas, wie lebhafter Anteilnahme. Auf der Börse herrschten wahre Orkane; es gab da Bergstöße und Schneehüme, Gletscher und Vulkan; und im Bureau des Matiers fanden jene elementaren Erscheinungen eine Wiederholung im kleinen. Maxwell saß mit einem Rud fetten Stuhl zurück und sah sich in einen Spigenstänger zu verwandeln; er hüpfte vom Telegraphen zum Telephon, vom Schreiber zur Tür mit der Behendigkeit eines Akrobaten.

Inmitten dieses immer lebhafter werdenden Treibens trat in das Geschäftsfeld des Börsenmannes plötzlich ein mächtiger Schopf goldblonden Haares, das sich unter einem wippenden Baldachin von Samt und kurzen Straußfedern hervorbrängte, und einem imitierten Seidennackel nehm einer

Verlenkette, deren jede einzelne die Größe einer Hofstaube hatte, und die nahe am Boden, in einem Gerzen ihr Ende fand. Zu dieser Ausdrückung gehörte eine recht selbstlicher auftretende junge Dame; und Bilder lag es ob, ihre Anwesenheit zu erklären.  
 „Ein Fräulein von der Stenographen-Agentur, das sich für die Stellung meldet.“  
 Maxwell wandte sich, die Hände voller Zeitungen und Depeschenstreifen, halb herum.  
 „Was denn für 'ne Stellung?“ fragte er stutzend.  
 „Als Stenographin“, entgegnete Bilder. „Sie geben mir ja gestern den Auftrag, bei dem Vermittlungsbureau anzuklingeln, damit sie heute früh gleich jemand herksiden.“  
 „Sie sind nicht bei Trost, Bilder“, gab Maxwell zurück. „Wie käme ich dazu, Ihnen vergleichen aufzutragen? Miß Leslie hat sich meine volle Zufriedenheit erworben in dem Jahre, das sie hier ist. Sie bleibt in ihrer Stellung, solange sie will. — Wir haben keine Platz, mein Fräulein! Ziehen Sie den Auftrag bei dem Vermittlungsbureau sofort zurück, Bilder, und lassen Sie keine mehr vor!“

Der Ansturm und das Tempo der Geschäfte wurden immer dringender und rascher. Am Boden lagen die Kurzettel der Papiere, in denen Maxwell's Kunden spekulierten. Kauf- und Verkaufsaufträge kamen und gingen so rasch wie Schwalbenflug. Einige seiner eigenen Worte waren gefährdet, und der Mann arbeitete wie eine unter Hochdruck stehende Maschine, deren Leistungsfähigkeit auf das größtmögliche Maß angespannt ist — im Entschluß, Wort und Hand bereit und prompt wie ein Uhrwerk. Aktien und Obligationen, Pfandbriefe und Hypotheken, Depositen und Statopapiere — das war hier seine Welt; und in ihr gab es keinen Raum für den Menschen und sein natürliches Empfinden.

Als die Mittagstunde nahte, trat eine kleine Ruhepause in dem Ansturm ein.  
 Maxwell stand an seinem Pult, noch immer die Hände voller Telegramme und Briefe, die Flüßelbe hinter dem rechten Ohr; das Haar hing ihm in einzelnen Strähnen über die Stirn. Sein Fenster hatte die Zentralheizung ein wenig angelehrt, so daß eine leise Wärme die Erde durchströmte.  
 Und zum Fenster herein kam ein flüchtiger — vielleicht ein verirrter — Duft, ein leiser, süßer Duft von Früchten, der den Börsenmann einen Augenblick innehalten ließ. Denn dieser Duft gehörte zu Miß Leslie; er war ihr eigen, und nur ihr ganz allein.

Mit diesem Duft stand sie lebhaft, fast greifbar, vor seinen Augen. Die Welt des Geldes schrumpfte plötzlich zu einem Staubfleck zusammen. Und sie war da im Nebenzimmer — seine zwanzig Schritt weit von ihm!

„Weiß Gott, jetzt sag' ich's“, murmelte Maxwell. „Ich rede jetzt mit ihr. Weshalb habe ich's eigentlich nicht längst getan?“  
 Er hügte ins Nebenzimmer, als gälte es, eine Hürde zu nehmen, und stand plötzlich am Schreibtisch der jungen Stenographin.  
 Mit einem Lächeln sah sie zu ihm auf. Ein leises Rot kahl sich auf ihr Gesicht, ihre Augen blickten sanft und offen. Maxwell hügte den einen Ellbogen auf ihr Pult. In beiden Händen hielt er noch die flatternden Papiere fest, und die Feder steckte noch hinter seinem Ohr.  
 „Miß Leslie“, begann er eilig, „ich hab' gerade Ihren Augenblick frei. In diesem einen Augenblick möchte ich eine Frage an Sie richten: Wollen Sie meine Frau werden? Ich hab' Sie seit geholt, Ihnen in der üblichen Weise den Hof zu machen, aber ich hab' Sie wirklich sehr lieb. Antworten Sie rasch! Die Kerle kaufen mit sonst alle Union-Pacific-Aktien vor der Nase auf!“

„Ja, wie denn — was soll das beselzen?“ rief die junge Dame aus. Sie stand auf und starrte ihn mit großen Augen an. — „Was das heißen soll?“ fragte Maxwell lächelnd. „Ich möchte Sie heiraten. Ich liebe Sie, Miß Leslie! Das wollte ich Ihnen sagen und hab' rasch den Augenblick benutzt, in dem der Geschäftsgang ein wenig stockte. Jetzt rufen sie mich schon wieder aus dem Telephon. Der Mann soll sich eine Minute gebuden, Bilder! Na also, Miß Leslie, wollen Sie?“

Aber die Stenographin denahm sich höchst fessam. Zuerst schien sie fastungslos vor Stutzen; dann floß ein Tränenstrom aus ihren erkannten Augen; und dann erschien ein sonniges Lächeln, durch die Tränen hindurch, während ihr rechter Arm sich nach dem Hals des Vorlesers schlang.  
 „Jetzt verlese ich“, sagte sie leise, „die dummen Geschäfte haben für den Augenblick alles andere aus meinen Gedanken verdrängt. Zuerst war ich so erschrocken. Weist du denn nicht mehr, Harvey? Wie sind ja gestern abend um acht Uhr getraut worden, in der kleinen Kirche drüben an der Ecke!“

## Unsere Schnittmuster - Offerte.



9281. — Das hier abgebildete Dessin eignet sich für Singham, Linen, Flaneur, Baumwolle, Corduroy, Galles, Chambray um dandere waschbare Stoffe. Es eignet sich auch sehr gut, um aus Leinwand oder wollenen Stoffen hergestellt zu werden. Das Muster ist in 4 Größen gezeichnet: 6, 8, 10 und 12 Jahre. Es benötigt 4 Yards 3/4 Zoll Stoff für die jährige Größe. Preis des Musters 10 Cent.

## Bestellungs-Anweisungen

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schide den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

## Pattern Department, Omaha Tribune,

1311 Howard St.

Der „Omaha Tribune“ Pattern Coupon.  
 Ich wünsche Muster No. ....  
 .... Zoll, Brust- oder Taillenweite  
 (Jahre .... bei Kinderjahren.)  
 Name.....  
 No. .... Straße.....  
 ..... Stadt.....

## Klatsch.

Eine bekannte witzige Melodie erzählt von einem Kaffeetränzen sprechlicher Damen folgendes:  
 Ein Mitglied dieses Kaffeetränzens hatte die eigentümliche Gewohnheit, als erster Gast zu erscheinen und beharrlich auf dem Platte sitzen zu bleiben, bis alle anderen gegangen waren. Als eine Freundin einmal ihre Verwunderung über diese ausdauernde Sehaftigkeit äußerte, meinte die Beharliche seelenruhig:  
 „Solange ich dabei bin, kann niemand über mich reden. Darum bin ich die erste und bleibe es letzte.“  
 Wer ein wenig Erfahrung besitzt, weiß, daß die Unterhaltungen über den lieben Nächsten nicht etwa das alleinige Monopol der Kaffeetränzen der Damen sind. Auch wo am runden Stammtisch Bier getrunken wird, selbst wo kein Bier getrunken wird, kommt so was vor — und durchaus nicht etwa so selten.  
 Und so oft ein gerecht und billig denkender Mensch andere über einen von Bekannten, über einen guten Freund „Klatsch“ hört, fragt er sich immer wieder: Warum geschieht dies? Warum weiß man von seinem Nächsten nur Unfreundliches und selten etwas Liebenswertes zu erzählen?  
 Es ist vielleicht die ebenso falsche wie törichte Voraussetzung, daß man selbst im besseren Lichte erscheint, wenn man den anderen in den Schatten stellt. Es ist vielleicht auch der Trieb, zu zeigen, daß der andere, von dem man unfreundlich spricht, nicht besser als man selbst ist. Und vielleicht auch sind die bösen Worte über der Ausdruck der Verbitterung über verkehrte Ziele oder des Neides darüber, daß der andere manches erreicht hat oder besitzt, was man selbst nicht erreichen konnte.  
 Jedenfalls kommt selten etwas Gutes aus einem Klatsch heraus. Viele Leute können, nachdem sie die Schadenfreude über das Gehörte gewonnen haben, sich dem Drange widersehen, den Klatsch dem Betroffenen wieder zu erzählen. Dann gibt es heftigen Streit erst zwischen zweien und weiterhin bittere Feindschaft zwischen dreien, wobei der Zwischen-träger der drei e ist.  
 Welche Maß aber unfreundliche Nachrede auch haben mag, immer ist

es im Grunde weiter nichts als das Produkt eines kleinen engen Geistes und einer traurigen Gedankenlosigkeit. Denn man schmagt über andere Leute ja nur deswegen, weil im Hien kein Besseres über besseren Gesprächsstoff vorhanden ist.  
 Doch das „Klatschen“ ist nicht allein Gedankenlosigkeit und Kleinigkeit, sondern es verriet auch einen Mangel an guter Erziehung und an Selbsterziehung. Der gut erzogene Mensch, einer, der an seiner Veredelung gearbeitet hat, schon seine Nebenmenschen. Er hört, er sieht und schweigt; er begibt alles für sich und — vergißt es.  
 Das ist der wahre Lebenskünstler, der seinen bösen Antos gibt, der viele Geheimnisse weiß, von vielen Menschen Vertrauen genießt und das Vertrauen auch voll auf verdient. Denn sein einsichtiger, kluger Verstand sagt ihm ja, daß wir Menschen alle voller Schwächen sind, daß unsere Handlungen sehr oft von augenblicklichen Wallungen, Stimmungen und Umständen diktiert werden, und daß wir alle uren und niemand frei von Fehlern ist. Selbst die besten, bedeutendsten, erhabensten Menschen können ihrer Schwächen halber „Klatsch“ und lächerlich gemacht werden.  
 Mit Leuten, die Unfreundliches über andere reden, soll man gar nicht oder nur sehr sparsam verkehren. Im übrigen aber mögen diese Leute reden, was sie wollen, wenn wir nur unsere Handlungen so einrichten, daß wir sie vor unfreiem Gerwich vertreten können.

Auf dem Weisauer Markt sollen einmal zu einem Ball 1000 Mäde in ihrer Spreewald Tracht erschienen sein.  
 In der kätischen Mandshure leben etwa 43,000 Japaner, von denen 3,000 im Dienste der Eisenbahn stehen.  
 Von den berühmten Homburgern sind nur noch ein Veller und mehrere Schiffsgerichte übrig.  
 Durch Lockern des Erdreichs mittels Dynamit wird der Ertrag eines Baumwollfeldes um das fünffache erhöht.  
 Schmalzladen führte früher jährlich 50 Millionen Schmalz herathen aus.